

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 299.

Freitag, 22. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(3. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremulj.

(Nachdruck verboten.)

Ähnliche Szenen waren übrigens schon früher vorgekommen, doch sie hatten immer damit geendet, daß er ihr die Hand küßte. Selbstverständlich! Sie war ja auch immer im Recht gewesen. . . .

Als Nicu nach einer halben Stunde nicht heimkehrte, ging Paula ruhig daran, die Anordnungen selbständig zu treffen und einige Kisten auszuräumen. Plötzlich stand ihre Schwägerin Zoë vor ihr. Paula hatte die neue Anverwandte seit Jahren nicht gesehen, aber sie erkannte sie gleich.

„Das ist wohl eine neue Mode, eine ausländische“, sagte Zoë spitz, „daß man ankommt, ohne seine Familie zu benachrichtigen?“

„Wir wollten gleich nach dem Frühstück zu Ihnen gehen, es sollte unser erster Gang sein“, erwiderte Paula bestürzt.

„Solche Höflichkeiten waren bisher in unserer Familie nicht Sitte“, fuhr Zoë in demselben Tone fort, „seht aber wird alles anders werden!“

Paula schwieg. Dann bat sie ihre Schwägerin einzutreten und ein wenig Platz zu nehmen. Zoë sträubte sich. Paula möge doch nur mit ihrer Arbeit fortfahren, sonst hieße es nachher, sie wäre nur gekommen, um zu stören.

„Mein Bruder ist wohl auch beim Auspacken angestellt?“

„Nein, er ist ausgegangen.“

„So, wohin denn? Ich dachte, Ihr erster Gang sollte zu mir sein?“

„Ich weiß wirklich nicht, wohin er gegangen, er sagte, er hätte zu tun“, erwiderte die junge Frau verlegen. . . .

„Sie brauchen es mir ja nicht anzuvertrauen, ich kann es mir ohnehin denken. . . zu seinem Bankier wahrscheinlich, denn er wird Geld brauchen — nach all den Reisen! Die Einrichtung ist ja auch prachtvoll. . .“

„Wir sind sehr einfach eingerichtet“, entgegnete Paula. Ihr wurde schwer ums Herz.

„Ihnen mag es einfach scheinen, ich kann Sie aber versichern, daß es weit über meines Bruders Verhältnisse geht!“

„Ich habe mich um meines Mannes Geschäfte nie gekümmert“, sagte Paula hochmütig. Ihr riß die Gendel.

„Ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rat, sich drum zu kümmern, wenn Sie nicht eines schönen Morgens gepöbeld werden wollen.“

Paula schwieg. Sie konnte doch der Schwester ihres Mannes nicht die Tür weisen.

Zoë schickte sich an, fortzugehen. „Da Sie mich nicht auffordern zu bleiben“, sagte sie.

„Aber ich bitte Sie. . . ich wage nicht.“

„Jetzt würde ich gewiß nicht bleiben, sonst hieße es, ich hätte mich aufgedrängt.“

Als sie aus der Tür gehen wollte, trat Nicu ein. Zoë umarmte den Bruder mit vieler Heftigkeit, er aber schielte immer nach seiner Frau hinüber.

„Paula, laß das, du überanstrengst dich beim Auspacken!“ rief er ihr zu.

„Bitte, seht sich mich einmal an!“ sagte Zoë. „Dich finde ich recht elend aussehend.“

„Das ist, weil meine Frau mir heute noch keinen Kuß gegeben hat“, erwiderte er und ging auf Paula zu.

„Da ich dich nur zu hören scheine“, meinte Zoë pikiert, „werde ich lieber fortgehen.“

„Du störst mich absolut nicht, bleib doch bei uns zum Frühstück, falls wir überhaupt etwas zu essen im Hause haben. Hättest mir übrigens den Gefallen tun können, dich ein wenig um meine Wirtschaft zu kümmern.“

„O nein, ich mische mich nicht ein!“

Damit raufte Zoë hinaus.

„Sei nicht ungemütlich“, rief ihr Nicu gutmütig nach.

Paula wandte sich kalt an ihren Mann:

„Das ist eine Beleidigung, wenn du fortgehst und dann wiederkommst und tust, als sei nichts zwischen uns vorgefallen, ja, mich sogar küßt. Meinst du, ich bin eine Frau, die deine Härlichkeiten dulden muß, wenn du bei Liane, und deine Unhöflichkeit, wenn du verstimmst bist?“

„Laß es gut sein, Kleine“, unterbrach er.

„Nein, ich lasse es nicht gut sein! Du gehst fort und ich bin der Ungezogenheit deiner Schwester ausgesetzt, die eine ungebildete Frau ist. . .“

„Wie gut dir das steht, wenn du heftig bist!“

„Ich bin nicht heftig, ich sage dir kalt und ruhig, daß sich deine Schwester sehr ungebildet und unhöflich betrug.“

„Ach, du mußt ihr etwas nachsehen, sie hatte immer gehofft, ihre Kinder würden von mir erben.“

„Ich sehe gar nicht ein, warum ich ihr solch eine Unfeinheit nachsehen soll, und dich finde ich empörend, weil du es von mir verlangst!“

„Finde mich empörend aber gib mir einen Kuß! Ich habe mich so danach gesehnt!“

Paula aber wandte sich um und ging die Treppe hinauf.

Nachmittags wurde ihr Frau Veri gemeldet. Cleopatra Veri hatte gehört, daß Nicu mit seiner Frau angekommen sei. Sie war neugierig, Paula zu sehen, — und sie wollte sich von Anfang an intim mit ihr stellen.

Paula hegte eine unbestimmte Angst vor Frau Veri, denn sie hatte von ihr immer als von der intimsten Freundin ihrer Schwägerin Zoë gehört. So wappnete sie sich denn mit Kälte und Mut, als Cleopatra in den Salon trat. Ihre Überraschung war groß, als sie die auffallend schöne, blonde Frau sah, die ihr freundlich in die Augen blickte, ihre beiden Hände ergriff und sagte:

„Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie schon habe, ohne Sie zu kennen, und wie ich mich nach Ihnen sehne!“

Paula war so überrascht, daß ihr fast die Tränen in die Augen stiegen.

„Gnädige Frau“, stammelte sie.

„Ich wußte, daß Nicu — Sie verzeihen, daß ich ihn so nenne, aber mein Mann hat mich daran gewöhnt und er ist mir ja fast wie ein Bruder —, ich wußte, daß er nur eine Frau heiraten würde, die seiner in jedem Sinne würdig wäre, und ich konnte nicht abwarten, bis Sie zu mir kamen.“

„Sie sind viel zu liebenswürdig!“

„Und nun möchte ich Sie auch umarmen dürfen!“

Paula liefen jetzt wirklich die Tränen herunter.

„Sie sind sehr angegriffen“, fuhr Cleopatra fort, „da wage ich kaum zu sagen, daß ich Sie bitten wollte, heute Abend eine Stunde zu mir zu kommen. Es ist mein Empfangstag, und ich wäre stolz, könnte ich Sie unseren Freunden vorstellen!“

„Ich komme gewiß, wenn es meinem Manne recht ist.“

„Ihm wird wohl alles recht sein, was seine reizende Frau bestimmt“, meinte Frau Veri schalkhaft. „A propos, darf ich dem glücklichen Gatten nicht persönlich meine Glückwünsche darbringen?“

„Wenn Sie ihm gestatten, sich vorzustellen“, entgegnete Paula und ließ ihren Mann bitten, zu kommen.

Nicu war so verlegen, als er Frau Veri bei seiner Frau fand, daß es selbst Paula auffiel. Cleopatra aber schlang den Arm um Paulas Taille und scherzte mit bezauberndem Lächeln:

„Paula hat schon über Sie geklagt, Herr Nabru, und wir haben uns ewige Freundschaft, Ihnen aber ewige Feindschaft geschworen!“

Nach einigen anderen Redersarten empfahl sie sich.

„Sie ist wirklich reizend! Welche bezaubernde Eleganz!“ rief Paula. „Sie hat mich mit diesem ganzen Tag ausgehöhlt, auch mit dir, alter Narr! Wenn du solch eine Freundin haben kannst, muß ja an dir etwas Gutes sein!“

Nicu entgegnete ernst: „Sie ist nicht so gut, wie sie aussieht, ich möchte dich vor ihr warnen.“

„Das sieht dir ähnlich! So verteidigst du, und diese entzündende Frau schwärzt du an, weil sie freundlich zu mir war!“

Ihr Monn schwieg. War das eine Fatalität, der er nie mehr entgehen sollte? Gatten die blonden Locken sich um seinen Lebensfaden geschlungen, war gegen das Geschick nicht zu kämpfen? Er hatte sich von Cleopatra mit Verachtung getrennt, weil sie sich feinetwegen nicht scheiden lassen wollte und er es nicht mehr ertragen konnte, seinen Freund Veri täglich zu betrüben. Als er sich verheiratete, glaubte er, nun würde er Cleopatra nur mehr von fern begegnen; den Aplomb hätte er ihr nicht zugetraut, daß sie zu seiner Frau käme. Was wollte sie von ihm? Hatte sie nicht Anbeter, so viel sie nur wollte? Oder war es ihre Buße, daß sie sich gut mit seiner Frau zu stellen suchte? Nicu nahm gern die Motive an, die ihm bequem waren. Als eine halbe Stunde später Frau Veri einen wunderschönen Blumenstrauß für Paula sandte, hielt er sie in seinem Herzen für eine hübsche Magdalena. Doch — eines Lächelns konnte er sich nicht erwehren, als er daran dachte, daß jene andere nun seiner Frau Blumen schickte aus dem nämlichen Treibhaus, das ihn so furchtbar viel Geld gekostet hatte! Dieses Lächeln war ein erstes Zurückfallen in alte Gewohnheiten. Von jetzt ab konnte er dagegen kämpfen, so viel er wollte, der Mann, der mit reinem Herzen seiner Frau die Treue gelobt, war am ersten Tage nach seiner Heimkehr gestorben. Noch gefiel Paula ihm besser als jede, und deshalb gehörte er noch ihr, an diesem Abend hielt sie ihn und seine Sinne. Das Gewebe der Herzensliebe aber, hatte der erste weiche Frauentritt zerrissen.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Schaut hin, wie stolzgemut er schreitet!
Bei, das ist ein berühmter Mann:
Er stand beinah' mal in der „Woche“,
Und zweimal sprach ein Prinz ihn an.

Sch. v. D.

Neue Bücher.

Rom Seelchen Roselind. Roman eines liebevollen Herzens von Margarete Loebell (Verlag von Ed. Fodés Buchhandlung, Chemnitz). Ein literarischer Roman, wie er durch die Heilige und ihr Narr urplötzlich und überraschend wieder in die Mode kam. Roselind ist ein süßes, kleines, weichherziges Ding, bleibt in frühesten Jugend alterlos allein und muß sich nun mit dem Leben herumschlagen, ein Jahr als geduldete, arbeitsame Hausdame bei der frommelnden Tante und dem duldsamen Onkel, dann als Sekretärin bei dem augenkranken Professor Oldner, dem sie Tochterchen, Kamerad, Sonne und Schicksal wird. Erst als den alternden Mann die Liebe zu der Sechzehnjährigen packt, wird das reine Verhältnis zerstört, er selbst schickt sein Seelchen fort und sie landet in einem kinderreichen Pfarrhaus. Auch dort findet sie Liebe, die sie nicht erwidern kann, denn ihr romantisches, von Märchenträumen erfülltes Herz hat an zwei „Sonngoldblauen“ (?) Augen Feuer gefangen. Der junge Bursch, der diese eigenartigen Augen besitzt, ist natürlich ein Graf, wie sich das in einem Märchenroman gehört und als Roselind ihn wiedersteht, erfüllt sich ihr Geschick. Sie gibt sich ihm zu eigen, doch die böse Gräfinmutter trennt durch einen Brief diese Liebe der beiden überhänglichen jungen Menschen. Kinder, das Seelchen flieht und heiratet den alten, blind gewordenen Professor Oldner, um ihrem Kinde einen Vater zu geben. Natürlich lebt Roselind rein und unberührt neben ihm, nur Seelengemeinschaft bindet diese Ehe, und nach seinem Tode, als sie sich einem jungen Arzt schon wieder versprochen hat, taucht der Märchengraf auf, der suchend nach ihr Welt und Wälder durchforscht hat. Aber sie entflieht ihm wieder, weil sie dem andern ihr Wort gab, doch dieser, von Eifersucht gequält, ruft ihr Verleumdungen zu, schlägt sie, stößt sie zurück, und nun bricht endlich das arme Menschenkind zusammen. Verfolgungswahn bringt sie ins Irrenhaus und nach langsame Genesung findet sie bei der einst so bösen, jetzt aber reumütigen Gräfin Aufnahme. Endlich kommt auch der sie immer noch suchende Geliebte auf ihre Spur und findet die Kranke. Die Trauung in Roselinds Sterbelager und der Tod des Seelchens Roselind bilden den Schluß. Das Buch hat sehr feine, literarische Gemäße, oft eine reiche und schöne Sprache — aber die Menschen fehlen! Märchenhaft ideale Romanhelden geistern darin herum und leider mangelt uns bösen Modernen der Glaube an so viel Güte, an so viel Duldsamkeit, Liebe und Treue! Wo lebt Margarete Loebell, daß das Leben ihr so viel Idealismus erhalten hat?! — Die Erwartung, Roman aus Österreichs Reisezeit, von Irma von Höfer, und Auf zur Sonne, ein Roman aus unseren Tagen, von Dora Dunder. Diese beiden Bücher sind soeben rechtzeitig für den Weihnachtstisch im Verlag von Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin, erschienen. Irma von Höfer verlegt den Schauplatz ihrer Romane gern nach Wien und auch dieses neueste Werk führt uns mitten in die österreichische Kaiserstadt und in die Offizierskreise Wiens. Es ist uns jetzt doppelt interessant, die Österreicher so menschlich wahr und echt geschildert zu sehen, von dem kriegerischen Mut und der hellen Kriegsbegeisterung unserer Verbündeten zu lesen und die Verfasserin versteht es durchaus zu fesseln. Die Vorbereitungen zu dem ungeheuren Weltkrieg, die Balkanwirren, die wie züngelnde Flammen den Weltbrand entfachten, werden in dem vorliegenden Roman behandelt. Die Erwartung der jungen Offiziere auf das Losschlagen, das Dreinhauen, das Vorantürmen, die Erwartung auf die heutige große Zeit leuchtet uns entgegen und dieser Kriegsroman, der kein Kriegsroman sein will, hat das eine gute, er macht uns den heute noch tobenden Streit da draußen verständlicher. Die Liebe läuft viel in dem Buch, die schöne Frau Dora täuscht ihrem Geliebten vor, daß sie Witwe ist, Malierstunden gibt und sich mühsam selbstbedientes Brot erwirbt, die hübsche Margit lügt sich und ihrem Leutnant eine innige Liebe vor, und zuckt doch sofort von ihrem Vorhaben — ihn zu heiraten

— zurück, weil er nicht a tempo Kaufmann werden will, wie's der Herr Papa gern möchte! Als Zeitgemälde ist das Buch außerordentlich interessant. — Dora Dunder führt uns in ihrem neuesten Roman nach Berlin und Potsdam, auch sie läßt uns in den Offizierskreisen leben und miterleben, schildert prächtig einen alten preußischen General und seinen lieben, leichtsinnigen Enkel, verständlich eine nach dem Bösen Gold schielende Tochter des Generals, die Majorin von Reedern, problematisch ihr schönes, kühles, aristokratisches Töchterlein, das sich von der klugen Mutter den reichen Fabrikbesitzer aufschwätzen läßt, dann aber, schon verheiratet, die Pflichten der Ehe nicht tragen mag, und selbst dem bewunderten aus dem Felde Zurückgekehrten ihre Liebe verweigert. Der Verschmähte benimmt sich wie ein Trottel, geht dem alten General ins Garn und gibt die schöne Frau frei, die nach den Erlebnissen des Krieges den Jugendgeliebten freit. Anschaulich und lebensfrisch sind die Hochwächters gezeichnet, eine prächtige Aristokratenfamilie aus der Mark und besonderes Interesse erwecken die Schilderungen des Flugwesens, in dessen Technik die Verfasserin einen Einblick gewährt.

Mara Schelper.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kriegstechnische Neuerungen im Schiffsbau. Die Technik des Schiffsbauwes hat in letzter Zeit infolge der allgemein fühlbaren Begleiterscheinungen des Krieges zahlreiche Wandlungen durchgemacht, die zum Teil nur bestimmt sind, gegenwärtigen Bedürfnissen zu entsprechen, zum Teil aber auch für die friedliche Zukunft verwendbare Verbesserungen darstellen. Die Hauptursachen für diese Neuerungen sind in dem auch bei den Neutralen starken Mangel an Schiffsbaumaterial zu erblicken, das ja in nicht geringen Mengen von den kriegsführenden Ländern bezogen wurde und überdies heute bei Kriegslieferungen auch anderweitige Verwendung findet, sowie in der Knappheit an Kohlen, die es wünschenswert erscheinen ließ, Schiffe mit geringerem Kohlenverbrauch in Dienst zu stellen. Am bemerkenswertesten ist, nach einem Bericht des „Prometheus“, der Einbau von Turbinen in Frachtdampfer. Während im Frieden nur die vor allem für schnelle Fahrt bestimmte Passagierdampfer mit Turbinen ausgestattet waren, haben mehrere Neutrals sich nunmehr der Turbine auch für den Frachtverkehr bemächtigt. In Schweden machte man erfolgreiche Versuche mit einem Turbinenantrieb, bei welchem durch Verwendung der elektrischen Übertragung eine merkliche Ersparnis an Kohlen durchführbar ist. Die Niederlande und die Vereinigten Staaten konstruierten langsamere fahrende Frachtschiffe mit Turbinen, wobei zur Herabsetzung der Umdrehungszahl eine Zahnradübersetzung Anwendung findet. Größere Aussichten scheinen sich noch dem Frachtverkehr mit Motorenkraft zu eröffnen. Hierin spielen die skandinavischen Länder gegenwärtig eine führende Rolle, und besonders in Dänemark ist man in Schiffschritzkreisen außerordentlich für den Diesel-Motor eingenommen. Heute sind in den drei skandinavischen Ländern bereits nicht weniger Motorschiffe als gewöhnliche Dampfer im Bau. Zur Herabsetzung der immer höher steigenden Frachten wegen der heute enormen Betriebskosten für Dampfer werden jetzt auch Segelschiffe mit Hilfsmotoren für Überseefahrten in Dienst gestellt, während bisher nur kleinere Küstensegler mit Hilfsmotoren ausgestattet waren, so in der deutschen Küstenschiffahrt in der Ostsee. Da aber bereits die kurz nach Kriegsbeginn mit Abolmotoren ausgestatteten großen Segler sich als sehr praktisch erwiesen, ging man zuerst in den Vereinigten Staaten und dann auch in den skandinavischen Ländern an den Bau einer verhältnismäßig großen Zahl solcher Motorschiffe, deren Motoren ein Stillliegen wegen ungünstiger Windverhältnisse unmöglich machen, während bei gutem Winde andererseits die Verwendung der Segel eine starke Ersparnis an Brennstoff gestattet. Wegen des Mangels an Schiffsbaumaterial wurden im Auftrag der Vereinigten Staaten bisher 20 größere Schiffe gehoben, um die Eisenteile zu Neukonstruktionen zu verwenden. Auch wird heute wieder viel mit Holz gebaut, und zwar nicht nur große Segler, sondern die Dänen und Norweger bauen neuerdings auch Dampfer, bei denen das Holz den Hauptbestandteil bildet. Die gleichzeitige Verwendung von Holz und Beton

wird jetzt hauptsächlich darum in Betracht gezogen, weil durch sie die Konstruktion neuer Schiffe wesentlich beschleunigt werden könne.

Der Hofstaat eines deutschen Zigeunerkönigs. In Österreich-Ungarn hat man kürzlich mit der Ansiedelung der Zigeuner begonnen, um sie, wo immer sie gerade weilen, sesshaft zu machen. Die kriegsbrauchbaren Zigeuner wurden als Arbeitskolonnen eingezogen, die untauglichen und Frauen wurden zur Arbeit angehalten. Die Männer müssen die Schule besuchen. Pferde und Wagen hat die Regierung eingezogen. Mit dieser Aufgabe haben die Behörden eine gewaltige Arbeit auf sich genommen, dafür werden sich die guten Erfolge unter der Bevölkerung bald bemerkbar machen, die bis dahin unter den Diebeszügen und Nachgeklüften der obdachlos umherstreifenden Scharen viel zu leiden hatte. Für die Zigeuner selbst bedeutet die neue Anordnung eine völlige Umwälzung, durch die sie von ihren jahrhundertalten Lebensgewohnheiten vollständig abkommen. Bei dieser Gelegenheit sei an einen „Zigeunerkönig“ erinnert, der in dem sächsischen Dorfe Radewill (Ameendorf-Radewill) bis vor einigen Jahren seinen „Hofstaat“ hatte. Für die Jugend des Ortes war es ein Hauptvergnügen, des Zigeunerkönigs Schloss zu umschleichen. Die jüngeren Zigeunerprinzen und die Prinzessinnen und was sonst an Kindern im „Hofstaat“ sich befand, gingen in die Dorfschule, worüber freilich der Lehrer und die Dorfschüler nicht sehr beglückt waren. Das Zigeunerischloß war ein möhig großes Haus, von geräumigem Hofplatz, Ställen und einem Garten eingeschlossen (ein ursprünglicher Bauernhof). Aber alles war unglaublich verkommen. Im Garten wucherte Unkraut. Hof- und Haustor fehlten, die Fenster waren mit Lappen und Papierstücken verklebt, und der Hof sah wie ein ewiger Kram- und Viehmarkt aus. Hier lagerten auch die fremden Zigeunerzüge, denn der König darf keinen des Stammes unbeschenkt oder unverpflegt fortziehen lassen. Das einzig „königliche“ des ganzen Zigeunerstaates waren die Kutschperde des Königs, prachtvolle Trakehner, die stolz in silbernen Geschirren liefen. Der „König“ zeigte sich stets in hohen Tuchtenreitstiefeln mit silberner Reitgerte. Er trug einen bunten Sammetrock und einen riesigen Hut mit Feder und Silberschnalle. Wenn er unter die Dorfkinde trat, hatte er „königliche Anwandlungen“ und warf Nidel unter sie. Zum Hofstaat gehörten viele Weiber. Auch sie waren sehr freigebig. Der König trieb einen schwunghaften Pferdehandel. Und zu den großen Vieh- und Krammärkten in Halle fuhr er und sein Hofstaat nie. Auf einem leidlich sauberen Wagen, eine Art Landauer, kutschte der Radewiller Zigeunerkönig durch die Straßen von Halle. Auf den Sitzen saßen die laut schwachenden Weiber und viele Kinder. In den Jahrmarktstrübel stürzten sich der König und seine „Gefolgschaft“ mit wilder Lust. Der Radewiller „König“ war Rechtssprecher für alle Zigeuner, die durch deutliche Gänge streiften. Er legte alle Streitfälle rasch und einfach bei, und zu ihm kamen die Zigeunerzüge aus weiter Ferne, deshalb war meist ein buntes Bild im „Schloßhof“ zu beobachten. Allerdings wachten sie alle mit Mißtrauen darüber, daß von ihren Bräuchen und Sitten nichts in die Öffentlichkeit kam.

Wie Frankreich Italiens Kunstschätze raubte. Das am 23. Juli 1798 mit beispiellosem Pomp auf dem Pariser Marsfelde gefeierte „Fest der Freiheit“ ruft die Erinnerung an die räuberische Rücksichtslosigkeit wach, mit der die damalige Grande Armee sich den größten Teil der Kunstschätze Italiens, der heute so inbrünstig verehrten lateinischen Schwester, aneignete. Wie den mit reichem Material belegten Ausführungen von Ernst Steinmann über diese Feier in den von Prof. Dr. Georg Biermann herausgegebenen Monatsheften für Kunstwissenschaft zu entnehmen ist, schrieb damals der „Moniteur universel“ wörtlich: „Dies Fest, das jedem Franzosen schon so teuer ist, wird noch verschönt werden durch den Einzug der Trophäen von Kunst und Wissenschaft, die in Italien gesammelt wurden.“ Die Einbringung der nichts weniger als rechtmäßig angeeigneten Kunstwerke wurde von dem siegestrunkenen französischen Volk als die Verwirklichung der ein Jahr vorher von Napoleon geäußerten Worte angesehen: „Wir werden alles besitzen, was Italien Schönes besaß mit Ausnahme weniger Kunstobjekte in Turin und Neapel.“ Die Feierlichkeiten begannen bereits am 27. Juli, und das römische Triumphgepöck fand im strömenden Regen statt. In diesem Jahre verzichtete man in Frankreich darauf, die Erinnerung an jenes Fest der Freiheit laut zu feiern, da die Waffenbrüderschaft mit Italien nicht gerade einen Rückblick

auf die festlich gekrönte Ausplünderung des damals so stürmisch mit französischen Heerscharen überfluteten italienischen Bodens wünschenswert erscheinen läßt. Von unserem heutigen Standpunkt aber ist die einzige Aufzeichnung eines deutschen Augenzeugen, der seine Eindrücke dieses seltsamen Festes in Altona erscheinen ließ, interessant genug, um der Vergangenheit entrissen zu werden. Denn das Fest vom 9. und 10. Thermidor bezeichnet in der Schicksalsgeschichte der größten Kunstwerke aller Länder und Zeiten den Begriff der „Grande Nation“, und es ist bemerkenswert, daß deren Bauber zu jener Zeit auch den deutschen Beobachter nicht unberührt ließ. So findet sich in der Schilderung auffallenderweise kein Wort der Klage darüber, daß Rom seinen besten Kunstbesitz verloren hatte, kein Wort des Tadels über die schmachvolle Ausplünderung eines ganzen Landes. „Die Schätze“, heißt es in dem 1793 gedruckten Manuskript, „wurden beim Eingang von Paris ausgeladen und wieder auf dieselben Wagen gepackt, die zu ihrer Herführung in Italien gebraucht worden waren. Man hat sie in drei große Abteilungen geteilt: Naturgeschichte; Bücher, Manuskripte, Medaillen; Schöne Künste. . . Die 45 Wagen waren verziert mit Blumengehängen und mit Schildern voll französischer Inschriften. . . Der Zug durchzog die südlichen Boulevards in ihrem ganzen Umfang. Den meisten Eindruck aufs Volk machten die Gegenstände, die unverdeckt erschienen; einige fremde Bäume . . . und die vier venezianischen bronzenen Pferde.“ Um es dem alten Rom an Pracht gleichzutun, wurden auch wilde Tiere in vergitterten Käfigen in dem Triumphzug mitgeführt, und man bedauerte, daß sie nicht, wie im alten Rom, frei an die Wagen gekettet worden seien. Heute sind Frankreich und Italien eng verbündet, die französische „Grande Armee“ existiert nicht mehr, und die Kunstschätze sind zum größten Teil längst wieder an ihren früheren Standort zurückgeführt. Denn als die Grande Armee nach Italien auch Deutschland auszuplündern begann, waren die Deutschen die ersten, die dank der Energie Blüchers im Jahre 1815 ihre Kunstschätze zurückerhielten. Preußens König war der erste, der sein Eigentum zurückforderte, und bald folgten alle anderen beraubten Länder seinem Beispiel. Italien allerdings erhielt seinen Kunstbesitz am spätesten und unvollständigsten zurück, so verblieben der „Tiber“, große Sammlungen umbrischer Perlen, Mantagnas Madonna della Vittoria und die frühen Florentiner Meister der Louvre-Sammlung in dem heute so brüderlich italienfreundlich gestimmten Frankreich.

Ein Dieb als Erfinder eines Sicherheits Schlosses. Wenn es auch heute trotz aller polizeilichen Maßnahmen leider noch nicht zu den Seltenheiten gehört, daß ein geschickter Dieb Türen sprengt und Kassenschränke öffnet, so erscheint es dafür um so außerordentlicher, daß ein Einbrecher seine im Laufe der Jahre gewonnene Erfahrung dazu verwendet, ein — einbruchsicheres Schloss zu erfinden. Diesen Gedanken hatte der in einem Pariser Untersuchungsgefängnis befindliche berüchtigte französische Einbrecher Charles Paullet, der sich in kurzem wegen nicht weniger als 175 Einbruchsdiebstählen zu verantworten hat. Inzwischen aber verwandelte, wie der „Gaulois“ zu erzählen weiß, der so erfolgreiche Herr Paullet die ihm aufgezwungene Ruhepause dazu, eine seinem Vortelliger gewidmete Schrift abzufassen, die den spannenden Titel trägt: „Wie man sich vor jedem Diebstahl zu schützen vermag!“ In dieser „wissenschaftlichen Arbeit“ weist der Einbrecher die Unzulänglichkeit aller bisher üblichen Schlösser ausführlich nach, die allein es ihm ermöglicht habe, so viele seiner Unternehmungen glücklich durchzuführen. Hierauf folgt die technische Erklärung eines neuen Sicherheits Schlosses, das jedem Angriff standhalten soll. „Mein Schloss, das Sicherheits Schloss Paullet“, schreibt der Dieb voller Stolz, „ist so vorzüglich, daß selbst ich einen damit versehenen Schrank nicht zu öffnen vermag.“ Wie der „Gaulois“ hinzufügt, dürfte nach der Freilassung Paullets mehr als ein findiger Geschäftsmann daran denken, zur finanziellen Verwertung der Erfindung mit dem Einbrecher in Verbindung zu treten.

Ein Bekennnisbrief Sir Roger Casements. Die Berichte über den Prozeß Sir Roger Casements sind nur wenig bei uns bekannt geworden. Man wird es daher begrüßen, daß sie jetzt in einem vor wenigen Wochen bei Karl Curtius zu Berlin erschienenen Buch „Sir Roger Casement. Ein irischer Märtyrer“, eine ausführliche Wiedergabe finden. Professor

Schiemann leitet die Schrift, die eine wichtige Abhandlung Casements: „Warum ich nach Deutschland ging“, sowie vier aufschlußreiche Briefe von ihm an den amerikanischen Journalisten Brutus Wigom beigefügt sind, mit einem Vorwort ein, in dem er einen an ihn gerichteten bedeutamen Brief Casements veröffentlicht. Darin heißt es: „Einige meiner Träume sind bereits Wirklichkeit geworden — man hat mich oft als Träumer verlacht —, aber ich bin eine sonderbare Mischung von Träumer und Mann der Tat und habe oft meine Träume in Tatsachen überseht. Ich kam 1898 in den Kongo als Generalkonsul mit dem festen Entschluß, König Leopolds unbarmherziges Regiment über die Eingeborenen zu brechen. Und es geschah. Wiederum kam ich 1910 ins Gebiet des Amazonasstroms mit dem „Traum“, die Hautschul-Indianer zu retten, und mein Traum wurde eine internationale Tat. Sir Edward Grey sagte mir Januar 1912, als ich zurückkehrte, nachdem ich Präsident Taft für die Putomayo-Aktion gewonnen hatte, „daß zum erstenmal seit sechs Jahren (das sind seine eigenen Worte) seine Politik verstanden und allein in diesem besonderen Fall erfolgreich durchgeführt worden sei. Nun wohl, es mag mein Traum sein, daß ein freies Irland, ein freier Ozean, ein befreites und freies Deutschland, das die Schicksale einer besseren und ehrlicheren Welt leitet — ebenfalls Wahrheit wird. Nicht bei meinen Lebzeiten — aber früher oder später.“ Dann setzt er auseinander, warum er Hochverrat beging und doch kein Verräter war, und er schließt mit einer Familienerinnerung: „Etwas von alledem liegt mir im Blut. Mein Vater hat Ähnliches getan. 1848 fand der schwache Versuch einer Rebellion in Irland statt. Er war damals Offizier in Indien und fürchtete, daß sein Regiment nach Irland geschickt werden könnte. Er nahm seinen Abschied, die irische Erhebung brach zusammen. Er konnte nicht für Irland und wollte nicht gegen Irland kämpfen. So zog er nach Ungarn, um Kossuth zu helfen. Kossuth selbst erzählt die Geschichte meines Vaters in seinen Tagebüchern und Memoiren. Mein Vater kam ihm in Widdin zu Hilfe und leistete ihm andere erhebliche Dienste. Es ist eine gute Geschichte. Er hat keinen Hochverrat begangen, aber er opferte sich für die Sache eines anderen Volkes, da er nicht für das eigene Volk kämpfen konnte.“

Eine neue Nietzsche-Wagner-Anekdote. Aus den Papieren einer alten Basler Familie wird eine Nietzsche-Wagner-Anekdote bekannt, die lustig genug ist, um eine Wiedergabe zu verdienen. Als Friedrich Nietzsche noch Philologieprofessor an der Basler Hochschule war, stand seine Freundschaft zu Richard Wagner in ihrem Zenit; daß es nachher anders wurde, ist ja bekannt. Nietzsches Begeisterung für Wagners Musik war außerordentlich und mit beidem, seiner Begeisterung und der Musik, machte er die Basler Kollegen und Freunde bekannt. Eines Morgens stürzte Nietzsche in das Schlafzimmer eines großen Basler Gelehrten, der gerade aus dem Bette gestiegen und nicht wenig verduht über den unerwarteten Morgenbesuch war. Nietzsche verlangte freundlich, aber doch in einer ungestümen Hast nach — seidene Unterhosen. Im Reiche des sich ankleidenden Gelehrten mußte er die Frage nach seiner momentanen Geistesverfassung lesen, denn er fügte erklärend hinzu, Richard Wagner befände sich auf der Durchreise in Basel und sei diesbezüglich in äußerster Verlegenheit. Das machte dem Gelehrten die Sache schon verständlicher, aber: seidene Unterhosen? Er trug baumwollene oder aus Leinen, genau wie seine Väter und alle rechtschaffenen Basler. Und so wagte er dem Ungestümen gegenüber die Frage, ob es denn seidene sein müßten? Worauf Friedrich Nietzsche appollinisch-dionysisch zur Antwort gab: „Wenn man einen Gott hat, muß man ihn schmücken. . .“

Amerikanischer Humor. Will: „Weißt du, Jack, daß Jones mit meiner Frau durchgegangen ist?“ Jack: „Dann hat er sich also als dein bester Freund erwiesen!“ Will: „Allerdings, vorläufig weiß er es bloß noch nicht.“ — Freundin zu einer wegen ihres zänkischen Sinnes berühmten Hausfrau: „Du hast wirklich dein letztes Mädchen einen ganzen Monat lang behalten?“ „Ja.“ „Wie hast du das gemacht?“ „Wir befanden uns auf einer Schiffsreise, und sie konnte nicht schwimmen! . . .“